

Nachgelassene Schriften. Abteilung IV: Vorlesungen

Band 12: Philosophische Elemente einer Theorie der Gesellschaft (1964)

Bearbeitet von
Theodor W. Adorno, Tobias ten Brink, Marc Phillip Nogueira

1. Auflage 2008. Buch. 277 S. Hardcover
ISBN 978 3 518 58497 2
Format (B x L): 12,5 x 20,4 cm
Gewicht: 368 g

[Weitere Fachgebiete > Philosophie, Wissenschaftstheorie, Informationswissenschaft > Philosophie: Allgemeines > Westliche Philosophie: 20./21. Jahrhundert](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Adorno, Theodor W.
Nachgelassene Schriften. Abteilung IV: Vorlesungen

Band 12: Philosophische Elemente einer Theorie der Gesellschaft
Herausgegeben von Tobias ten Brink und Marc Phillip Nogueira

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-58497-2

SV

Theodor W. Adorno
Nachgelassene Schriften

Herausgegeben vom
Theodor W. Adorno Archiv

Abteilung IV:
Vorlesungen
Band 12

Theodor W. Adorno
Philosophische Elemente
einer Theorie
der Gesellschaft

(1964)

*Herausgegeben von Tobias ten Brink
und Marc Phillip Nogueira*

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz und Druck: Memminger MedienCentrum AG
Printed in Germany
Erste Auflage 2008
ISBN 978-3-518-58497-2

Inhalt

Vorlesungen	7
<i>Anmerkungen der Herausgeber</i>	217
<i>Editorische Nachbemerkung</i>	261
<i>Register</i>	267
<i>Übersicht</i>	273

Philosophische Elemente
einer Theorie der Gesellschaft

I. VORLESUNG

12. 5. 1964

Meine Damen und Herren,

die Ankündigung dieser Vorlesung hat ein wenig Amphibiencharakter: »Philosophische Elemente einer Theorie der Gesellschaft«¹. Also manche von Ihnen werden sich den Kopf zerbrochen haben: »Ist das nun Philosophie oder Soziologie?« Und nur diejenigen, die meinem verderblichen Einfluß schon einige Zeit ausgesetzt sind, werden sich daran erinnern haben, daß ich die branchenmäßige Unterscheidung dieser Disziplinen nicht so schwer nehme, in Übereinstimmung mit dem Gedanken, den Herr Horkheimer gestern im Proseminar² ausgeführt hat, daß nämlich eben Philosophie alles sei, nur keine Branche. Was mich nun zu dieser Formulierung bewogen hat, das ist aber nicht etwa der Doppelcharakter, den die Definition meines Lehrstuhles³ hat, sondern doch etwas viel Ernsteres, nämlich, daß mir immer wieder, vor allem auch nun aus Kreisen der Soziologiestudenten, die Frage entgegengebracht wird: »Ja, da ist die Rede von Theorie der Gesellschaft« und »Was ist das eigentlich? Hast Du so eine Theorie? Wenn Du sie hast, warum rückst Du nicht einfach damit heraus, und wenn Du sie nicht hast, warum sprichst Du dann davon?« Also diese immer wiederkehrenden Fragen veranlassen mich dazu.

Ich hoffe, diese Fragen wenigstens so weit beantworten zu können, als ich einiges von dem, was ich an Theorie der Gesellschaft zu wissen mir einbilde, jedenfalls Ihnen entfalten kann, auf der anderen Seite aber das Manko einer solchen wirklich durchgebildeten Theorie der Gesellschaft Ihnen erklären [muß], denn es ist ja immer besser, einen vorhandenen Mangel einzugestehen und womöglich gut zu erklären, als durch irgendwelche Ideologien darüber hinweg zu tragen. Es ist aber selbstverständlich, daß eine solche Frage, wie die nach dem Wesen einer Theorie der Gesellschaft, insofern sie eine Reflexion über Theorie selber einschließt, zugleich auch et-

was wesentlich Philosophisches ist, denn nach den herkömmlichen Gepflogenheiten der Wissenschaft kann man sich zwar damit abgeben, Theorien zu bilden, aber was sich nun mit der Möglichkeit und dem Wesen von Theorie beschäftigt, auch mit dem Wesen einer bestimmt gearteten Theorie, das rechnet man ja der Philosophie zu. Ich darf in diesem Zusammenhang Sie alle schon daran erinnern, ganz besonders aber nun die Soziologiestudentinnen und -studenten unter Ihnen, daß ja auch das Werk Max Webers, dem kein Mensch die ungeheure Materialfülle und empirische Vertrautheit mit den Tatsachen der Gesellschaft wird bestreiten können, einen eigenen Band sogenannter methodologischer Schriften⁴ veröffentlicht hat, bei denen es dem Geschmack des Lesers freisteht, ob er sie nun Philosophie oder Soziologie nennt.

Die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, ist eine doppelte: Ich möchte auf der einen Seite Ihnen einen Begriff geben von dem, was eine Theorie der Gesellschaft überhaupt ist, sein kann, wie sie auszusehen hätte. Ich möchte aber auf der anderen Seite, wie es ebenso der Kürze einer solchen Vorlesung, wie meiner eigenen Art, an solche Dinge heranzugehen, entspricht, Ihnen dann auch doch an einer Reihe von Modellen entwickeln Elemente, wie ich es angekündigt habe, einer solchen Theorie der Gesellschaft selbst. Beides läßt sich im übrigen sehr schwer schematisch voneinander trennen. Es gehört zu den Dimensionen, in denen Sie wohl in dieser Vorlesung ein wenig umlernen müssen, daß ich nicht bereit bin, eine starre Scheidung zwischen Methode und Inhalt zu machen, ja, daß ich sogar alles daran wenden werde, die Denkgewohnheiten, die auf einer solchen Scheidung beharren, zu erschüttern, mit anderen Worten, die methodischen Fragen aus den sachlichen zu entwickeln und umgekehrt die sachlichen Fragen selber mit methodologischen Erwägungen etwa über die Struktur dialektischen Denkens zu reflektieren. Damit hängt es nun auch zusammen, daß ich Ihnen nicht etwa, wie vielleicht manche unter Ihnen es erwarten, nun zunächst eine Definition von Theorie der Gesellschaft und von ihren Elementen

bringe, eben deshalb, weil ich glaube, daß der Begriff einer solchen Theorie sich nur einerseits an den philosophisch erkenntniskritischen Fragen und andererseits an inhaltlichen Strukturfragen der Gesellschaft selbst gewinnen läßt.

Ich benutze also den Begriff einer Theorie der Gesellschaft zunächst einmal – und ich sage das nur, damit Sie sich orientieren können, schon ehe Ihnen ein ausgeführter Begriff einer Theorie der Gesellschaft zur Verfügung gestellt wird – ungefähr so, wie er Ihnen gegenwärtig ist, ohne daß Sie lange philosophische Erwägungen anstellen, also als Erklärung oder Deutung von Phänomenen im Gegensatz zu deren bloßer Sammlung und dann mehr oder minder systematischer Aufbereitung. Wenn ich also zunächst einmal sage, unter Theorie sei hier verstanden ein Korpus mehr oder minder kohärenter Zusammenhänge von Vorstellungen über die Gesellschaft, so mag das fürs erste ausreichen. Ich muß allerdings dem gleich hinzufügen, daß innerhalb dieser absichtlich äußerst allgemeinen Vorausbestimmung dessen, was eine solche Theorie sei, nun überhaupt das erst sich abspielen soll, was jedenfalls erkenntnistheoretisch eine wesentliche Absicht dessen darstellt, was ich hier begonnen habe, nämlich: die Unterscheidung einer eigentlichen Gesellschaftstheorie von bloßen Gehäusen oder Zusammenfassungen von Daten. Das wird, soweit es sich um die methodologischen Erwägungen und um die Erwägungen über den Begriff einer Gesellschaftstheorie handelt, jedenfalls eine unserer wichtigsten Aufgaben sein, wie sie durch die gegenwärtige wissenschaftstheoretische Situation vorgezeigt wird.

Nun, meine Damen und Herren, ich hatte Ihnen gesprochen davon, daß immer wieder, und vor allem im Zusammenhang mit den Mängeln des Positivismus⁵, auf die Notwendigkeit ebenso wie auf den Mangel einer Gesellschaftstheorie verwiesen wird, ohne daß man diese selber so recht und mit gutem Gewissen vorzeigen kann. Tatsächlich tut es in einem belastenden Sinn jedenfalls kein Mensch so, wie man das einmal getan hat, als die großen sogenannten Väter der Soziolo-

gie, also Saint-Simon, Comte, Spencer, auch Marx, schließlich selbst vielleicht noch Durkheim, obwohl man hier schon zweifeln kann, ihre Entwürfe von der Gesellschaft präsentiert haben. Ich meine aber, daß der Grund dafür nicht nur in dem Vordringen der positivistischen Wissenschaftsgesinnung zu suchen ist, obwohl allerdings dieser Wissenschaftsgesinnung eigentlich alle Theorie suspekt ist und alle Theorie eigentlich als ein notwendiges Übel betrachtet wird. Die älteren Positivisten wie Comte und Saint-Simon, die man in einem weiteren Sinn schließlich auch dem Positivismus zurechnen darf, haben ja für das, was man heute etwa Theorie in einem belasteten Sinn nennen würde, andere, etwas herabwürdigende Ausdrücke gehabt – zum Beispiel ›Metaphysik‹ ist da häufig dafür eingetreten. Ich glaube, daß die Krisis des theoretischen Denkens in der Soziologie, und von einer solchen Krisis kann man ohne Übertreibung reden – diejenigen von Ihnen, die auf dem Heidelberger Kongreß⁶ zugegen gewesen sind und etwa die Reaktion der Teilnehmer des Panels auf den Vortrag meines Freundes Marcuse⁷ gehört haben, denen wird ja von vornherein unmittelbar deutlich gewesen sein, wie verbreitet eigentlich in der akademisch etablierten, offiziellen Soziologie, man muß schon sagen der Haß gegen emphatische Theorie, also gegen eine Theorie, die mehr ist als die Abkürzung der unter ihr befaßten Fakten, wie verbreitet dieser Haß ist –, nicht nur von der Wissenschaftsgesinnung abhängt, sondern schließlich doch auch von der Sache, einerseits also von den zunehmenden Schwierigkeiten, die gegenwärtige Gesellschaft wirklich mit theoretischen Begriffen zu durchdringen, wie andererseits auch mit gewissen Veränderungen im Bewußtsein der Denkenden und Forschenden, die es ihnen immer schwerer machen, eigentlich einen theoretischen Standpunkt überhaupt einzunehmen. Und gegenüber diesen Veränderungen des Objekts und auch des Bewußtseinsstands des Subjekts kommen mir allerdings die Parolen des Positivismus sehr vielfach wie bloße Rationalisierungen vor, die etwas verdecken, was darunterliegt und was viel schwerer wiegt. Im übrigen ist es in

der Geschichte des positivistischen Denkens in der Soziologie und der positivistischen Forschung in der Soziologie so, daß eigentlich fast jeder Soziologe, der also mehr tut, als nun einmal irgendwelche begrenzten Untersuchungen durchzuführen, bei seinen Nachfahren sofort in den Verdacht des wildgewordenen Theoretikers, oder wie das auf dem *index verborum prohibitorum*⁸ der Positivisten heißt, in den Verdacht des Metaphysikers gerät. Wenn Sie etwa die »*Règles*«⁹ von Durkheim lesen, so werden Sie finden, daß Comte, der es doch an Beschimpfungen der Metaphysik und des metaphysischen Denkens weiß Gott nicht hat fehlen lassen, selber darin als ein Metaphysiker denunziert wird, und zwar bezeichnenderweise, weil er mit solchen auf die Totalität der geschichtlichen Bewegung der Gesellschaft bezogenen Kategorien wie der des Fortschritts oder der in sich zusammenhängenden Menschheit operiert hat, die beide einem so extremen Nominalismus wie dem Durkheimischen nicht genehm sind.¹⁰ Oder um Ihnen ein anderes Beispiel für denselben durchgängigen Sachverhalt zu geben: Max Weber kann man ebenfalls ohne Übertreibung, jedenfalls einer wesentlichen Intention seines Werkes nach, zu den Positivisten rechnen, nicht nur weil er die These vertreten hat, daß man die Entzauberung der Welt als ein rational sich Verhaltender heroisch auf sich zu nehmen habe, sondern auch der Methode seines Werkes nach, die ja die Begriffe, die darin verwendet werden, von vornherein als bloße Hilfsinstrumente beschreibt, denen nicht etwa gegenüber irgendwelchen Fakten Selbständigkeit zukommt, sondern die lediglich dazu gut sein sollen, daß man die Fakten an ihnen mißt, um sie irgendwie zu strukturieren, und die dann, wie er es selber ganz unverhohlen sagt, auch nach Belieben weggeworfen werden können, wie es eben in der berühmten Weberschen Theorie der »Idealtypen«¹¹ vorgedacht ist.

Nebenbei bemerkt, ich möchte, da wir nun einmal in dem Jahr sind, in das der 100. Geburtstag von Weber fällt, ohne daß ich hier eine explizite Max-Weber-Vorlesung hielte, doch die Problematik, soweit ich es kann, an die des Werkes von Max

Weber anschließen und immer wieder Durchblicke auf das Max Webersche Œuvre eröffnen, nicht nur um seines Materialreichtums willen, sondern auch, weil die Problematik, von der wir hier handeln, in sehr vielen seiner Arbeiten doch auf einem sehr hohen Niveau und mit einer sehr großen Deutlichkeit und Härte hervortritt. Also, wenn ich immer wieder auf Weber rekurriere, so ist das kein Zufall, sondern entspricht einer bestimmten Absicht. Wenn ich Ihnen gesagt habe, daß Weber in gewissen Grundtendenzen dem Positivismus und damit einer eigentlich antitheoretischen Haltung zuzurechnen sei, und wenn ich das begleite mit dem Hinweis darauf, daß es so etwas wie eine Theorie der Gesellschaft von Weber eigentlich nicht gibt, daß er zwar Soziologien wie die große »Religionssoziologie«¹² mit Rücksicht auf ein bestimmtes Thema probandum ausgeführt hat oder auch schließlich noch Einzelsoziologien wie den Entwurf »Zur Musiksoziologie«¹³, oder daß er bestimmte Verflechtungen von Kategorien untersucht hat, aber doch niemals so etwas wie eine Theorie der Gesellschaft als ganze, so ist es trotzdem unverkennbar, daß das Webersche Werk, gemessen an dem, was sich selbst heute so im allgemeinen als Soziologie, als Wissenschaft versteht, keineswegs als ein so atheoretisches erscheint.

Ich möchte das gleich sagen: Ich lege deshalb so großen Wert auf diese beharrlich in der Geschichte der Soziologie sich wiederholende Problematik, daß ein Denken dem anderen allzu theoretisch oder metaphysisch erscheint, weil diese ewige Wiederkehr mir doch darauf zu verweisen scheint, daß gerade in dieser Wissenschaft, die ja den Ruf »Zu den Fakten« mit einer fast hysterischen Ängstlichkeit zu ihrer Sache gemacht hat, daß gerade diese Disziplin doch immer wieder durch ihr eigenes Objekt gedrängt wird, über die bloße Faktizität hinauszugehen; und daß das dann in den Augen eines jeglichen Kritikers dem je kritisierten Soziologen leicht wie ein Makel anhängt, woraus, wenn ich mich nicht täusche, eben doch dieses spricht, daß eine Wissenschaft von der Gesellschaft anders als mit theoretischem Denken eigentlich über-

haupt nicht vorgestellt werden kann. Ich möchte doch wenigstens Sie darauf hinweisen, wie tief trotz dieser, wenn Sie wollen, antitheoretischen oder antisystematischen Gesinnung von Max Weber seine Beziehung zu Theorie ist, und dabei denke ich nicht an das immerhin verhältnismäßig Äußerliche der Methodologie, denn auch Erzpositivisten, wie zum Beispiel Lundberg¹⁴ oder Stouffer¹⁵, haben ja methodologische Schriften in ausgiebigem Maß geschrieben, oder Lazarsfeld¹⁶, sondern es scheint hier doch in der Sache selber ein theoretisches Moment zu liegen. Ich erinnere Sie dabei nur an einen seiner entscheidenden Begriffe, nämlich den des »Verstehens«¹⁷, also den Versuch von ihm, soziales Handeln nicht, wie man sagen könnte, von außen her auf Grund von irgendwelchen Ähnlichkeiten oder Gleichförmigkeiten unter Identitätsbegriffe zu befassen, sondern es von innen her zu verstehen, und durch dieses Von-innen-her-Verstehen dazu zu gelangen, etwas Wesentliches über die Aufeinanderbezogenheit der sozialen Handlungen aller Einzelnen auszumachen, anstatt von vornherein das, wodurch sie sich zusammenschließen, in der Sache zu verfehlen zugunsten ihrer bloßen Aufbereitung. Gerade dieser Begriff des Verstehens, den er ja im übrigen von der Südwestdeutschen Schule, vor allem von dem Begriff der idiographischen¹⁸, also der Beschreibung und dem Verstehen des Einzelnen gewidmeten Methode der Geisteswissenschaften, von Heinrich Rickert¹⁹ übernommen hat, gerade dieser Begriff des Verstehens als ein Versuch des Begreifens von innen her ist dem positivistischen Impuls eigentlich sehr tief entgegengesetzt; und nicht umsonst steht in einer der Stellen von Kant, die man als einen der Grundtexte der positivistischen Wissenschaftsgesinnung betrachten kann, dem »Amphibolie-Kapitel« der »Kritik der reinen Vernunft«²⁰ nämlich, eine heftige Invektive gegen diejenige Theorie seines unmittelbaren Vorgängers Leibniz, die das Verstehen der Sache selbst von innen her, wie es im Begriff des Rationalismus liegt, aufs allerschärfste kritisiert.

Nebenbei bemerkt, um Sie hier schon einmal gleich auf das

Besondere dieser Struktur bei Weber aufmerksam zu machen, sieht das so aus, daß er nun, darin einig mit Durkheim, nicht etwa dieses ›Verstehen‹ als ein psychologisches Verstehen der einzelnen Individuen begreifen möchte, sondern daß er sich die Aufgabe setzt, gesellschaftliches Handeln als gesellschaftliches Handeln von innen her zu verstehen, und nicht von den subjektiven Motivationen der Individuen her, aus einem sehr tiefen und sehr legitimen Grund: Weil er nämlich weiß, daß, soweit wir gesellschaftlich handeln, soweit wir also uns im Zusammenhang der Gesellschaft bewegen, wir im allgemeinen gerade nicht als psychologische Wesen agieren, sondern eben als Funktionäre – mit einem heute modischen Ausdruck würde man sagen als ›Rollenträger‹ innerhalb des gesellschaftlichen Zusammenhanges –, und die Schlüsselrolle, die in der Weberschen Soziologie der Begriff des Rationalen, der ›Rationalität‹ trägt, die erklärt sich genau von dieser Stelle her. Die Rationalität hat bei Weber deshalb eine so entscheidende Bedeutung, weil Rationalität als das Organ des Sich-Anpassens an die Realität, oder wie die Psychoanalyse heute sagt: der Realitätsprüfung, gleichzeitig der Psychologie, dem Unbewußten der je einzelnen Individuen, enthoben, zugleich aber doch auf Grund ihres objektiven Mechanismus, des Mechanismus des Kalküls nämlich, verstehbar ist, das heißt, wenn Sie so wollen, von innen her nachvollziehbar ist, was also einen Menschen dazu veranlaßt, gesellschaftlich zu handeln. Also etwa eine Stelle anzunehmen oder nicht anzunehmen, irgendwelche Entschlüsse als Geschäftsmann oder als Politiker zu treffen, das läßt grundsätzlich mit der gleichen Ratio sich verstehen, die der Betreffende in seinem eigenen Verhalten auch walten läßt. Und diese Tatsache, die zunächst unbestreitbar ist, hat Weber eigentlich dazu bewogen, die Rationalität zur Schlüsselkategorie der Soziologie zu machen – nicht daß er dächte, daß alles rational in der Gesellschaft zugehe, im Gegenteil, ganz irrationale Kategorien, wie etwa die des sozialen Prestiges, um nur eine zu nennen, spielen in der Weberschen Soziologie eine außerordentlich große Rolle –, aber es ist so, daß er hier

den Angriffspunkt zu besitzen glaubt, durch den gesellschaftliches Handeln von innen verstehbar ist, in der, wenn Sie so wollen, etwas wie eine Koinzidenz zwischen dem betrachtenden wissenschaftlichen Subjekt und dem Objekt, nämlich dem gesellschaftlich handelnden Menschen oder den gesellschaftlich handelnden Menschen hergestellt werden kann.

Wenn man diesen Gedanken, den ich Ihnen eben ausführe und der so, with so many words, bei Max Weber natürlich nicht steht, etwas weiter ausführen wollte, so könnte man sagen, daß eigentlich in der ungeheuren Emphase, die bei ihm der Begriff der Rationalität trägt, fast so etwas wie jener Begriff des »objektiven Geistes« steckt, der unter dem vielen Anstößigen der Hegelschen Philosophie für die positivistische Wissenschaft wohl einer der alleranstößigsten ist. Dadurch aber, daß Weber diesen Begriff der Rationalität so in den Mittelpunkt rückt, kommt es bei ihm nun zu etwas, was gerade der Vorstellung einer theoriefrei, nur einzelne Phänomene an ihrem Idealtypus messenden Soziologie doch außerordentlich widerspricht. Und ich kann hier nur im Zusammenhang der Problematik, die wir hier behandeln möchten, wiederholen, was ich Gelegenheit hatte, einmal in Heidelberg zu sagen, nämlich, daß bei Weber wie bei den meisten irgend bedeutenden Theoretikern es mehr ankommt auf das, was nicht im Baedeker²¹ steht, also auf das, was sie nicht selber programmatisch so über ihre Absichten gesagt haben, als auf das, was sie getan haben. Und wenn ich Ihnen in diesem Zusammenhang, da ich ja doch glaube, daß viele oder manche von Ihnen im Zusammenhang dieser Vorlesung etwa »Wirtschaft und Gesellschaft«²² lesen werden, oder die »Religionssoziologie«²³, wenn ich Ihnen in diesem Zusammenhang gleich einen Rat über die Lektüre erteilen darf, dann ist es der, sich überhaupt bei Weber viel mehr zu konzentrieren auf das, was er tut, auf die durchgeführten Untersuchungen und ihre eigene Struktur, als auf das, was er nun in methodologischer Reflexion darüber sagt. Er ist ein Denker – und ich würde sagen, das ist ein sehr starkes Argument für ihn –, bei dem die theoretische Kraft

dessen, was er ausgeführt hat, weit größer ist als die seiner als solcher hingestellten Erkenntnistheorie. Wenn Sie sich den Weber also ansehen, diesen atheoretischen, wertfreien, dadurch also auf die Wiedergabe dessen, was ist, vereidigten Denker, der sich nur mit dem befassen wollte, was ist, und nicht einen Gedanken an das Sollen hereinlassen wollte, dann werden Sie finden, daß doch in seinem Werk so etwas wie eine große durchlaufende Tendenz der Gesellschaft in der Geschichte sich konstruiert findet, und zwar eben die, die mit seiner eigenen Zentralkategorie, der Rationalität, gesetzt ist. Da er die Rationalität um der objektiven Gültigkeit der Mathematik willen, ihrer Unwiderstehlichkeit wegen, als letzte Instanz [beibehält] – merkwürdig, wie in das Denken des amathematischen Weber doch die Mathematik an allen Ecken und Enden hereinspielt, auch das verdiente, einmal untersucht zu werden –, stellt sich ihm nämlich die Gesamttendenz der Gesellschaft dar als eine fortschreitende Tendenz der Rationalisierung, das heißt, als eine immer weitergehende Entwicklung der Kalkulation aller sozial relevanten Handlungen im Sinne einer Chancenrechnung, und zwar nicht nur im Sinn einer Steigerung der rationalen und mathematischen Verfahren, die dabei der Gesellschaft zur Verfügung stehen. An diesem Punkt, also an der Entwicklung der rationalen Verfahren in sich, ist Weber eigentlich nur sekundär interessiert gewesen, sondern vor allem daran, daß nach seiner Ansicht, nach seiner Lehre, die er mit einem außerordentlich historischen Material belegt, der Kalkül nach dem Modell einer solchen Chancenrechnung, auf immer mehr und mehr Sektoren der Gesellschaft [übergreift], daß die Gesellschaft selber in einem immer weiteren Maß zu einer rational beherrschbaren und beherrschten wird. Die berühmte These von der »Entzauberung der Welt« aus dem Vortrag »Wissenschaft als Beruf«²⁴ ist nichts anderes als der Ausdruck dieser Tendenz, und zwar einer Tendenz, die Weber zufolge dem Prinzip der Rationalität selber innewohnt, ihm immanent ist; diese Rationalität muß sich auf immer weitere Sektoren des Lebens ausbreiten. Hand in Hand

damit geht, ihm zufolge, der Übergang der Herrschaftsmechanismen, ohne die er die Gesellschaft nicht sich vorstellen kann, in rationale Herrschaftsmechanismen, das heißt, in Herrschaftsmechanismen, die gehandhabt werden von einer sozialen Gruppe, die eigentlich nach seiner Vorstellung schließlich gar nichts anderes mehr ist als ein Vollzugsorgan dieser Rationalität selber, nämlich die Bürokratie. Und die These von der Unaufhaltsamkeit der »bureaucratisation du monde«, die ja eigentlich den wahren geschichtsphilosophischen Aspekt der Weberschen Soziologie darstellt, und durch die sie zuweilen sich fast gewissen Spenglerschen Perspektiven der Erstarrung in cäsaristischen Spätzeiten²⁵ nähert, die ist eben aus dieser Gleichsetzung von Bürokratie und Rationalität gezogen.

Sie sehen also, wie die Webersche Soziologie einfach auf Grund gewisser Beobachtungen, die sie macht, auf Grund des Gewichts, das gewisse Kategorien in ihr annehmen, ohne daß er ihnen einen systematischen Vorrang zuerteilen wollte, eben doch zu so etwas wie einer theoretischen Konstruktion der Gesellschaft genötigt wird. Und ich meine, wenn es ein Argument dafür gibt, warum die Wissenschaft von der Gesellschaft nun tatsächlich die Theorie nicht als eine Not betrachten darf, sondern als etwas, was in ihrem eigenen Begriff liegt, dann läßt das am einleuchtendsten vielleicht eben *e contrario* sich zeigen nämlich daran, daß ein Denken wie bei Weber, das ja sich selbst durchaus als Spezialwissenschaft verstanden hat und dadurch im heftigsten Gegensatz etwa zu der Vorstellung einer umfassenden, großen geschichtsphilosophischen Konstruktion gewesen ist, daß ein solches Denken ebenso aus seiner eigenen Bewegung heraus wie auf Grund der Tendenz der von ihm ergriffenen Gegensätze zu einer Art von Theorie malgré-lui-même geworden ist. Das geht aber noch weiter. Es ist selbstverständlich, daß ein solches Denken wie das von Weber einem Begriff wie dem der Dialektik, der ja nun tief in der philosophischen Spekulation verwurzelt ist und von der philosophischen und zwar der kritisch-philosophischen Refle-

xion gar nicht getrennt werden kann, ungemein unfreundlich gegenübersteht. Und diese Unfreundlichkeit ist ja in Webers Wissenschaftsgesinnung zum Ausdruck gekommen, in seiner polemischen Stellung zu der materialistischen Dialektik, einer Position, die, wie wahrscheinlich die meisten von Ihnen wissen, das eigentliche Motiv dafür ist, warum Weber eine so ungeheure Zeit und Arbeit an die Aufarbeitung der Religionssoziologie gewandt hat, und warum er dabei selbst in die entlegensten exotischen Materialien sich gestürzt hat, nämlich eben um dadurch ein Kernstück der marxistischen Dialektik, die Lehre von der Abhängigkeit des sogenannten geistigen Überbaus vom ökonomischen Unterbau, zu erschüttern. Es ist nun eine sehr bemerkenswerte Tatsache, daß, wenn anders ich Weber einigermaßen kenne, [obwohl] man einem positiven Gebrauch des Wortes Dialektik in seinem Œuvre nicht ein einziges Mal begegnet, die dialektischen Momente in seinem eignen Œuvre sich außerordentlich stark geltend machen. Es ist darauf verschiedentlich, etwa auch in dem Referat von Fräulein Jaerisch²⁶ bei Gelegenheit des Heidelberger Soziologentages hingewiesen worden. Ich nenne von solchen dialektischen Momenten nur zwei: nämlich erstens die Tendenz sogenannter »charismatischer Herrschaft«²⁷ – also solcher Herrschaftsformen, die auf der wirklichen oder angeblichen übernatürlichen, begnadeten Berufung eines Führers beruhen, etwa die politische Herrschaft, wie sie Mohammed in Arabien ausgeübt hat – auf die Dauer in traditionelle überzugehen, also sich zu vererben und damit auch feste, fixierte, objektivierte, vergegenständlichte Herrschaftsformen und schließlich sogar eine Bürokratie aus sich hervorzubringen. Sie müssen, um das recht zu verstehen, wissen, daß die Methode von Weber darin besteht, daß er solche Idealtypen, wie also die charismatische Herrschaft, die traditionelle Herrschaft, die rationale Herrschaft, aufstellt, durch sehr exakte, einigermaßen juristische Definitionen voneinander abgrenzt, und nun seinem Programm nach lediglich zusehen will, ob irgendwelche je zu untersuchenden sozialen Phänomene dem einen oder anderen